

Unwetterkatastrophen in Südbayern

- 784 Hungerjahr durch vorhergegangene Kältewelle
- 1195 Dauerregen von Juni bis Weihnachten und ein Unwetter am Jakobstag vernichteten die gesamten Feldfrüchte; große Hungersnot und viele Tote
- 1281 „Am 17. Juli setzte ein Schneewetter von Freising bis in den Lungau ein, sodass sich alle im Lande wunderten. Überhaupt war der ganze Sommer so verregnet, dass sich die ältesten Greise an ähnliches nicht erinnern konnten. Die Folge war Unfruchtbarkeit und Hungersnot, sodass sogar für hochgestellte Personen Haferbrot eine Seltenheit war.“ (Quelle: SUB IV 109)
- 1342 Große Unwetter in Süddeutschland mit großer Kälte und andauerndem Regen
- 1348 Ein Drittel der Bevölkerung stirbt an der Pest, Heuschreckenplage
- 1501 Starke Regenfälle vernichten einen Großteil der Ernte; Augusthochwasser an den Südbayerischen Flüssen
- 1607/08 Große Kältewelle; der kälteste Winter seit dem Frühmittelalter (verschiedene Klosteraufzeichnungen)
- 1657/58 Kältewelle in ganz Europa bis Juni 1658
- 1683/84 Extrem kalter Winter; viele Menschen sind erfroren
- 1708/09 Extrem kalter Winter löst eine europaweite Hungersnot im Folgejahr aus
- 1739/40 Kältewelle von Oktober 1739 bis Juni 1740; der härteste Winter im 2. Jahrtausend
- 1770 Große Unwetter in Südbayern mit großen Schäden an Gebäuden, in Feld und Wald; die Kirchen in Schönberg und Aspertscham wurden schwer beschädigt,
- 1771 Hungersnot wegen der ausgefallenen Ernte im Vorjahr
- 1816 Ein Jahr ohne Sommer durch den Ausbruch des Vulkans Tamborra; Hungersnot auch in Schönberg durch Ausfall der Getreideernte

Landwirtschaft vom Spätmittelalter bis in die frühe Neuzeit

Entwicklung der bäuerlichen Höfestruckturen

Trotz dem Anwachsen der aufstrebenden Städte lebten gegen Ende des 15. Jahrhunderts immer noch über 80% der Bevölkerung auf dem Land. In unserer Gegend, im Landgericht Neumarkt, bewirtschafteten die Bauern meist kleine bis mittlere Bauernanwesen. Erste Urkunden künden uns von Hofteilungen; einstmals große Höfe wurden meist aus wirtschaftlicher Not heraus zertrümmert. Neue Sölden entstanden als Ausbrüche eines größeren Hofes. Aus einer Hube entstanden oft zwei Viertel Höfe, oder eine 1/8-Sölde entstand durch die Abtrümmerung aus einem größeren Hof. In dieser Zeit ist wahrscheinlich die Hube des „Rotpaur“ in Reichenrott in die Hofstellen „Paur“ und „Erhardt“ geteilt worden. Bis zum Jahre 1667 hatten beide sogar einen gemeinsamen Backofen auf dem Hof des „Erhardtbauern“. Erst im Jahre 1667 durfte Adam „Paur“ unter Einholung des grundherrschaftlichen Consensus endlich einen eigenen Backofen „aufrichten“. Der „Hueber in Peizing“ hat kurz vor 1600 laut einer hochfürstlich salzburgischen Hauptsteuerbeschreibung einige Grundstücke verkauft, woraus eine neue Sölde entstand – die „Stindlsölde“. Durch das Errichten neuer Sölden bildeten sich im 15.-16. Jahrhundert immer mehr Anwesen, die mit ihrem geringen Einkommen nicht mehr in der Lage waren, Steuern zu entrichten. Dem wollte der Landesherr

durch ein Söldenbildungsverbot entgegenwirken. Das im Jahr 1616 von Herzog Maximilian I. erlassene und später immer wieder erneuerte Söldenbildungsverbot bewirkte im 17. und 18. Jahrhundert eine weitgehende Stagnation der Siedlungstätigkeit. Nur die landständischen Hofmarksherrn beachteten das landesherrliche Gesetz kaum, so dass in der Folgezeit die Zahl der Anwesen in den Hofmarken anstieg. Auch die Hofmarksherrschaften von Schönberg berücksichtigten die Vorschrift nicht. Durch die Aufteilung der beiden großen Höfe beim Schloss, dem „Hausmanninger“ und dem „Schloßbauernhof“ entstanden zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert immer mehr kleine Sölden und Leerhäuser. Die Zahl der „Vollbauern“, Ganze-, Halbe- und Viertelhöfe nahm in Aspertscham und Schönberg während des vorgenannten Betrachtungsraums auch stetig ab. Einst fanden sich bei den Bauernhöfen nur in überschaubarer Zahl Austrags- oder „Zubauhäusl“. Die jetzt neu entstandenen Sölden und Leerhäusl beherbergten in großer Zahl arme Handwerker- und Tagelöhnerfamilien, die in einem erdrückenden Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Grundherrn oder Bauern (als Zubau) standen. Die geringe Ausstattung mit Grund und Boden reichte kaum, um die große Anzahl von Essern in den Familien zu ernähren. Ein Wurzgarten, eine Ziege oder Kuh, untergestellt bei einem Bauern, war bei den meisten Leerhäusln zu finden, so berichten uns die einschlägigen Steuerbücher im Pfliegergericht Neumarkt, für Aspertscham und Schönberg.

Dieser Zustand hielt bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts an. Nach der Befreiung der Bauern von der Grundherrschaft und der freien Verfügungsgewalt über Grund und Boden fand ein reger Grundstücksverkehr statt. Es entstanden ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die „Zertrümmerung“ von Bauernhöfen wieder einige neue „Sacherl“, die meist nur mit wenig Fläche ausgestattet waren. In Aspertscham entstanden als Abtrümmerungen vom großen „Mayrhof“, der „Wirt“ und das Anwesen beim „Petern“, sowie der „Scheidhammer“ in Misthilgen. Ebenso sind in Schönberg im 19. Jahrhundert neue Sölden entstanden, in Oberweinbach das „Kleinwestnergut“ als Ausbruch vom dortigen Westnerhof, in Reichenrott das „Kurberl- oder Friznhäusl aus den Gründen der Mühle und des „Erhardtgütls“ und in Peitzing das „Feldmeistergütls“, sowie das „Frankhäusl“, um nur einige zu nennen.

Der Strukturwandel schreitet bis heute unaufhaltsam voran, jetzt aber mit anderen Vorzeichen: kleine und mittlere Höfe verschwinden immer mehr oder werden nur noch im Nebenerwerb geführt.

Bauhistorie der Höfe und Sölden im Mittelalter

Über das Aussehen frühmittelalterlicher Wohnstätten haben wir für unsere engere Umgebung keine gesicherten Quellen, da es an Grabungsfunden mangelt. Zeitgenössische Schriftquellen sind nur spärlich vorhanden, äußerst selten befassen sie sich mit dem Leben der einfachen Landbevölkerung.

Bajuwarische Funde aus der Zeit zwischen dem 5.-7. Jahrhundert sind heute aus etwa 30 Siedlungen bekannt, wobei diese Quelle wegen der vielen Baumaßnahmen und der daraus resultierenden Ausgrabungen immer mehr Erkenntnisse über das Leben unserer „Ureinwohner“ zu Tage bringt. Mit modernsten Untersuchungsmethoden wie z.B. der Radiokarbonmethode (Kohlenstoff-14-Abbau) kann heute das Alter organischen Materials bestimmt werden, z.B. wann ein Baum für ein Haus gefällt wurde.

Anhand ausgefeilter Untersuchungsmethoden ergibt sich für uns heute ein plastisches Bild der frühmittelalterlichen Gehöfte. Als zentraler Bau stand in einem mit einem Zaun eingefriedeten Bezirk ein



Der Stanglhof in „Zell“, nach einer Beschreibung des Hofkasernenamts Landshut von 1582.

Im oberen Bereich der Zeichnung ist das Wohngebäude mit dem im Westen angebrachten Stall für das Rindvieh und die Zugtiere zu sehen. Am linken Bildrand befindet sich die Getreidescheune eingearbeitet vom Obstgarten mit mehreren „Altfalterbäumen“ (alten Apfelbäumen). Gegenüber steht abseitig der gegendübliche „Troidkasten“ (Getreidespeicher), der im Erdgeschoss die „Baumannsfahrnis“ (bewegliche Gerätschaften) des Hofes beherbergte und in dem das wertvolle Getreide auf dem „Oberboden“ lagerte. Zwischen Scheune und „Troidkasten“ stehen im Süden des Hofes noch ein kleiner Schafstall und der Backofen. Umgeben werden die beiden Hofstellen in „Zell“, der „Erste Hof“ (Stanglhof) und der „Andere Hof“ (später Senft- oder Pözlingerhof genannt) von einem Zaun aus Weidengeflecht. Unterbrochen wird der Zaun an zwei Stellen im Süden und im Norden, jeweils von einem Falltor (selbstschließendes Tor).

Zeichnung:
Thomas Lächele, Hargassen

Landwirtschaft von 1800 bis heute

Lieselotte Wiesböck

Die Bauernbefreiung

Das Warten der Bauern auf Veränderung hatte Anfang des 19. Jahrhunderts ein Ende, denn das 19. Jahrhundert begann mit einem Paukenschlag: Es begann die Säkularisation.

Mit der Säkularisation setzte ab 1803 ein großer Wandel in der Landwirtschaft ein. Zunächst wurden die kirchlichen Grundherren – vor allem die Klöster, welche über die Hälfte der landwirtschaftlichen Fläche besaßen – per Gesetz enteignet. Die adeligen Grundherrschaften wurden erst etwas später aufgehoben. Somit hatten die Bauern nun die Möglichkeit, mit der Grundobereigentumsablösung die Höfe oder Anwesen zu festgesetzten Preisen abzulösen. Jedoch konnten nur die wenigsten Bauern sofort den erforderlichen Geldbetrag vorweisen. Als einer der ersten in Schönberg brachte 1813 der „Deinböckbauer“ in Eschlbach die erforderliche Ablösegebühr auf. Auf vielen Höfen in Schönberg und Aspertscham erfolgte die Ablösung in den 1830/40er Jahren. Diese Aktion zog sich über viele Jahrzehnte hin, bis dann per Regierungsbeschluss am 2.3.1850 ein abschließendes Gesetz zur Bauernbefreiung verabschiedet wurde. Die Zehentrechte zur Pfarrkirche in Schönberg bestanden auf einigen Höfen und Sölden noch bis in die 1850er Jahre. So lösten 1854 der „Pichlmayr“ und der Lackermayr in Gauling sowie der Faltermayr in Peitzing die auf ihren Höfen lastenden Zehentrechte ab. 1868 zahlte der „Schneiderbauer“ in Gauling als einer der letzten in Schönberg den erforderlichen Geldbetrag zur Zehentablösung.

Die neuen Freiheiten hatten auch ihre Schattenseiten: der Schutz durch den Grundherrn entfiel; außerdem brachten Güterhändler und Geldverleiher viele Bauernhöfe in Bedrängnis. Ehemals ansehnliche Höfe wie der Huber in Peitzing, der Wimmer in Unterweinbach, der Scheunecker, der Kumpfmüller und einige Hofmarkssöldner, kamen in die Hände von sogenannten „Hofzertrümmerern“. Wirte, Viehhändler und „Handelsmänner“ (Kaufleute) mit Geldvermögen machten gute Geschäfte mit dem An- und Verkauf von landwirtschaftlichen Grundstücken und ganzen Höfen.

Dadurch entstanden viele kleine Anwesen. Diese reichten nur zum Selbsterhalt der Familie und kombinierten sich oft mit einem Handwerk wie Weber, Binder, Schneider, Zimmerer oder Schuster.

Von dem Zeitpunkt an, als Wald und landwirtschaftliche Nutzflächen als Eigentum entstanden, wollte der Staat einen Überblick über die Besitzverhältnisse haben, um u.a. eine gerechtere Besteuerung gewährleisten zu können. Dazu entstanden durch die erste ganzflächige Landvermessung ab 1810 die Urkataster, woraus später die Grundbücher hervorgingen.

In den Ställen der Häusler stand während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts meist nur eine Ziege oder ein paar Schafe und etwas Federvieh. Je nach Hofgröße steigerte sich der Viehbestand auf bis zu 4 Zugrösser, 3 Kühe, 2 Junggrinder und einem Mutterschwein. Die Haltung von Bienen war wie eh und je ein Luxusgut. Als Bauer konnte sich bezeichnen, wer 2 Zugrösser und 2 Kühe sein eigen nannte; er hatte das ganze Jahr Milch und konnte mit den Rössern die Feldarbeit schneller erledigen.

Der Start in die neue Zeit stand unter keinem guten Stern. Schlimme Witterungsverhältnisse und Kriege verhinderten in den ersten beiden Jahrzehnten, dass die Landbevölkerung von der Säkularisation profitieren und die Möglichkeit nutzen konnte, sich von der Grundherrschaft freizukaufen. Arbeitskräfte auf den Höfen waren knapp, da die nachgeborenen Söhne auf den Schlachtfeldern Europas gebraucht wurden und nur wenige, oft auch als Kriegsversehrte, zurückkamen.

Im Jahre 1815 brach auf der indonesischen Insel Sumbawa der Vulkan Tambora aus. Seine Aschewolke kreiste zwei Jahre um den Erdball und sorgte 1816 für ein Jahr ohne Sommer. Chaotische Wetterverhältnisse, Missernten und dadurch bedingte Hungersnöte waren die Folge. Die Preise an den Getreideschranken des Bezirksamtes Mühldorf explodierten. Vor allem Kinder und arme Menschen starben während dieser Zeit an Unterernährung und witterungsbedingten Infektionskrankheiten.

Viele Bauern in Schönberg konnten im Jahre 1816 überhaupt keine Getreideernte einbringen oder das Getreide verfaulte im Stock, wie beim Warglinger in Wargling. Bauerngüter, von der Sölde bis zum Großbauern, waren billig zu haben. Damit die Familie nicht verhungerte, gab mancher Bauer einen Laib Brot (5 Pfund) für ein Tagwerk Grund, so auch in Stangelszell, als dort der „Stangl“ Äcker an seinen Nachbarn verkaufen musste.

Für das Jahr 1819 ist zum ersten Mal der Kartoffelanbau in Schönberg belegt, als der Austragler Jakob

Weichslgartner, Westner in Oberweinbach, 3 Metzen (a.37L) „Erdäpfel“ zum Naturalreichtnis beanspruchte. Wäre der Kartoffelanbau 10 Jahr früher erfolgt, hätten die Hungerjahre gemildert werden können.

Aufbruch in eine neue Zeit

Eine erste landesweite Agrarverordnung wurde 1810 unter Max I. Joseph gegründet. Im Zuge dessen entstand der Landwirtschaftliche Verein Bayerns. Mitglieder waren aber nicht Leute aus dem „kleinen Bauernvolk“. Mitglieder waren Beamte, Pfarrer und Gutsbesitzer.

Während dieser Umbruchszeit entstand auch das „Landwirtschaftliche Wochenblatt“. Es sorgte dafür, dass die Dorfpfarrer mit ihren großen Ökonomien die Vorreiter für Erneuerungen wurden. Gleichzeitig brachten sie mit Landwirtschaftspredigten neue Erkenntnisse unters Volk.

Auch gibt es zum Beispiel eine Auflistung der Naturalpreise von 1812 aus dem Pfarrhof Schönberg, aufgezeichnet von Pangraz Mair, Pfarrer in Schönberg. Daraus lässt sich nachvollziehen, was zu dieser Zeit angebaut, produziert und gehandelt wurde:

Getreidesorten wie Weizen, Korn (Roggen), Gerste und Hafer (Haber), wobei Weizen mit 18,10 Gulden den teuersten Preis innehatte.

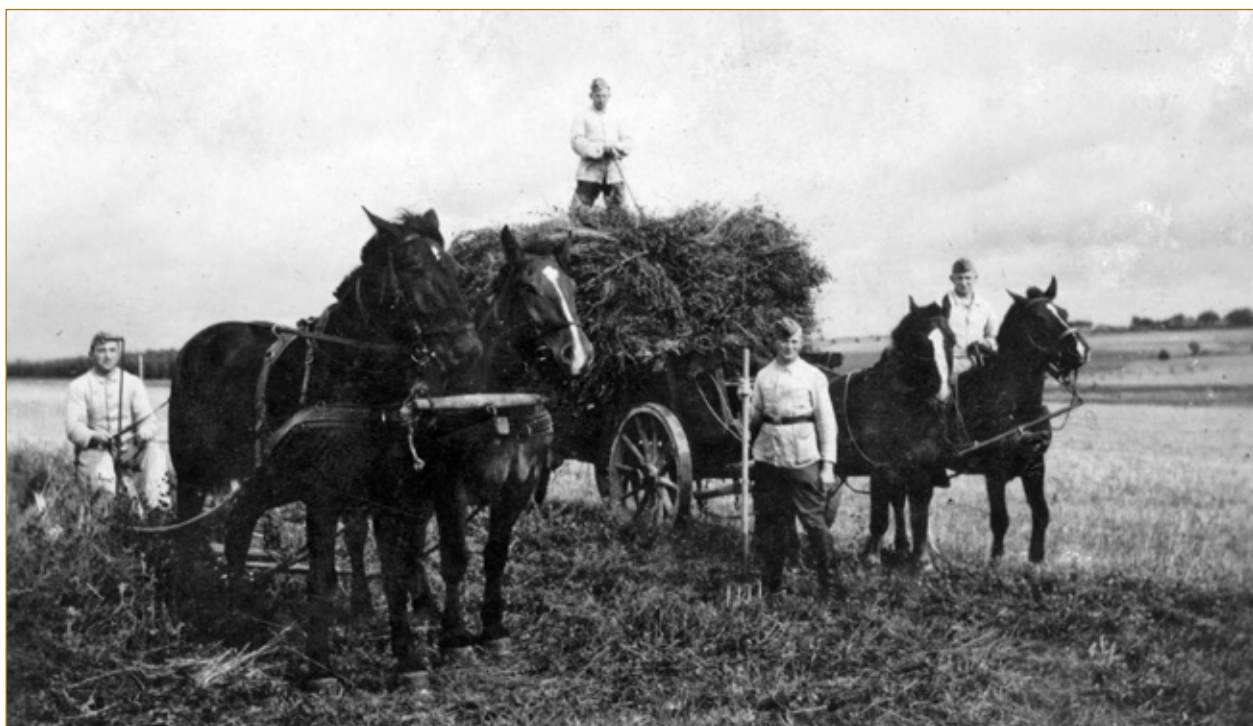
Heu und alle Sorten von Stroh waren Handelsware.

Schmalz, Butter, Käse (das Pfund kostete durchschnittlich 22 Kreuzer) und Eier zählten zu den Grundnahrungsmitteln.

Auch die Gewässer sorgten für Nahrungsmittel, so finden sich in der Auflistung Fische und Krebse pro Stück 17 Kreuzer.

In Stall und Feld veränderte sich noch wenig. Unverändert stand an Feldfrüchten – wie auch Jahrhunderte zuvor – Roggen (Korn), Sommergerste, Winterweizen und Hafer auf den Äckern. Die Kartoffel als neuartige Frucht – mundartlich „Erdäpfel“ genannt – wurde längere Zeit neben Kraut, Erbsen und Bohnen, noch in Haus- und Wurzgärten kultiviert. Anfang der 1820er Jahre kam auf die Felder die „Runkelrübe“ – damals als Zuckerrübe. Sie konnte sich jedoch wegen ihrer hohen Bodenansprüche und ihres Nährstoffbedarfes auf den Schönberger Äckern nicht etablieren. Erst in der Mangelwirtschaft des ersten Weltkrieges wurde die Runkelrübe in ihren verschiedenen Nutzungsrichtungen stärker gefördert. Neben den vorgenannten Früchten fand sich auf den heimischen Feldern Hanf und Lein nach „Notdurft“ des Hofbesitzers.

Der Anbau von Flachs bzw. Lein geschah meist in kleinen Mengen, denn diese Pflanze war sehr arbeitsintensiv. Sie war aber ebenso notwendig wie das tägliche Brot, denn Flachs sicherte über Jahrhunderte den Bedarf an Pflanzenfasern. Zur Deckung des Eigenbedarfs wurde er deshalb in allen Dörfern angebaut. Der Bauer legte Wert darauf, dass die Pflanzen möglichst lang und fein wuchsen, was nur mit reichlich Niederschlag und guter Bodenpflege gelang. Wenn sich die Samenkapseln des Flachses gelb färbten, war es Zeit für die Ernte. Die Pflanze wurde büschelweise ausgerissen, anschließend getrocknet durch den



Flachsernte um 1943, Personen unbekannt

Foto: Alois Heindl, Brodfurth

Wald und Waldnutzung

Johann Hötzing

Ein Blick zurück in die Geschichte zeigt, dass das Erscheinungsbild europäischer Waldgebiete im Lauf der Zeit erheblich sowohl vom Klima als auch durch die Einwirkungen von Mensch und Tier beeinflusst wurde. Durch das Zusammenspiel dieser Parameter ist eine Waldlandschaft entstanden, wie wir sie heute auch in unserer Heimatgemeinde vorfinden. Echte Urwälder gibt es hierzulande seit etwa 1000 Jahren keine mehr.

Klima

Während der letzten zwei Jahrtausende veränderte sich das Klima immer wieder erheblich; Warmphasen wechselten sich ab mit Kaltphasen. Dadurch variierte immer wieder die Baumkulisse in unseren heimischen Wäldern: Wärmeliebende Baumarten wie Eiche, Ulme oder Linde setzten sich in Warmzeiten durch, während sich in den Kaltphasen besonders Nadelholzarten wie Fichte und Kiefer ansiedelten. Ausgeprägt geschah dies im Verlauf der letzten kleinen Eiszeit in Europa zwischen dem 15. und dem 17. Jahrhundert. Die langandauernde Kälteperiode war begleitet von viel Regen und schneereichen Wintern. Außerdem sorgten Klimakatastrophen wie Überschwemmungen und Kälteextreme dafür, dass viele Siedlungsstandorte aufgegeben wurden und so Platz entstand für den Bewuchs durch Nadelbäume. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts erwärmte sich das Klima langsam wieder; Regen- und Schneemengen wurden kleiner. Auch aktuell befinden wir uns in einer Phase steigender Temperaturen mit gleichzeitig sinkenden Niederschlagsmengen. Unsere heimischen Wälder, die meist aus Fichten- und Kiefernreinkulturen bestehen, werden seit etwa 150 Jahren immer öfter von Stürmen und Schädlingsbefall heimgesucht. Mit der Klimaveränderung wird daher ein erneuter Wandel der Baumarten einhergehen, denn nur wenige Arten der jetzigen Bepflanzung kommen mit diesen klimatischen Bedingungen zurecht.

Eingriffe des Menschen in den Wald

Der Waldanteil im frühen Mittelalter dürfte ca. 70 % der gesamten Landfläche in Altbayern betragen haben. In unserer Gegend fanden sich von Buchen dominierte Mischwälder. Die Flussniederungen und

Bachläufe wurden begleitet von Auwäldern mit Erlen, Weiden und Eschen. Reine Fichten- oder Kiefern- bzw. Lärchenwälder waren nur in den Alpen und in den Mittelgebirgen anzutreffen. Als im 6. Jh. n. Chr. die erste größere Siedlungswelle in das Gebiet des heutigen Süd-Ost-Oberbayern schwappte, wurden an günstigen Plätzen Waldflächen gerodet, Häuser gebaut und kleine Äcker angelegt. Rodungsarbeit war eine mühsame und langwierige Angelegenheit, denn die uns heute bekannten Gerätschaften standen damals ja nicht zur Verfügung. Meist kam es zu Brandrodungen, bei denen ein begrenztes Areal kontrolliert dem Feuer ausgesetzt wurde. Die verbliebenen unverbrannten Wurzelstöcke konnten ausgegraben werden und als Brennholz Verwendung finden. Als zweite, zeitaufwendigere Rodungstechnik lässt sich das „Ringeln“ oder „Schwenden“ belegen. Dabei wird der Baum mittels Entrinden oder dem vorgenannten „Ringeln“ zum Absterben gebracht. Beim „Ringeln“ sorgte das Entfernen eines 20 Zentimeter breiten Rindenstreifens dafür, dass die Wasser- und Nährstoffversorgung des Baumes unterbrochen wurde. Sobald die Bäume dürr waren, wurden sie umgesägt und dann als Bauholz verwendet. Nicht benötigte Reste fanden als Heizmaterial Verwendung. Bei dieser Methode blieben die Wurzelstöcke bis zu ihrer natürlichen Zersetzung im Boden. Dies erschwerte natürlich die Bewirtschaftung des „Neubruchs“. Relikte dieser Zeit begegnen uns heute noch in der Namensforschung. Hausnamen wie „Stockmair“ oder „Reuter“ zeugen noch von der damaligen Rodungswelle.

Geeignete lichte Waldflächen dienten Rindern und vor allem Schweinen im Herbst als Weiden. Das geschlagene Holz dagegen war im Mittelalter der Werkstoff schlechthin. Aus Holz wurden Gebäude, Schiffe, Wagen, landwirtschaftliche und handwerkliche Gerätschaften des täglichen Lebens hergestellt. Auch Pech und Harz wurden gewonnen. Aus Holz wurde zudem die für die Metallerzeugung und -verarbeitung so wichtige Holzkohle erzeugt. Eisen selbst war teuer, wurde daher nur sparsam verwendet und stellte somit keine Konkurrenz für das Material Holz dar.

Bis in die Neuzeit wurden in erster Linie besonders dauerhafte Harthölzer als Werkstoff bevorzugt. Eiche benutzen unsere Vorfahren zur Gründung von Gebäuden, teilweise als Möbelholz und zur Herstellung

von Gefäßen wie Fässern und Zubern. Andernorts baute man Schiffe aus Eichenholz mit Masten aus Tannenholz. Aus Buchen- und Eschenholz fertigten die Wagner ihre Wagenräder an. Kiefern- und Fichtenholz fand beim Bau von einfachen Bauernanwesen an jenen Stellen Verwendung, an denen nur mäßig hohe Ansprüche an die Dauerhaftigkeit des Holzes gestellt wurden. In vielen Kirchen finden sich Heiligenfiguren und andere Schnitzereien aus Lindenholz.

Durch die Stadtgründungen im Hochmittelalter, die zudem zur Folge hatten, dass große, holzintensive Kirchenbauten errichtet wurden, stieg der Holzbedarf immens an. Ganze Wälder verschwanden im Umkreis der Zivilisation; Waldflächen wurden zu Agrarland. Der Bedarf an „Prennholz und Zimmerholz“ forderte seinen Tribut, so dass sich auch in unserer Umgebung der Waldanteil deutlich verringerte. Eine nachhaltige Waldbewirtschaftung war noch weitgehend unbekannt. „Abgehauene“ Waldflächen wurden sich selbst überlassen, bis sie nach einigen Jahren zumeist von Pionierbaumarten wie der Birke und der Weide bedeckt waren. Der „Schwarze Tod“ – in unserer nächsten Umgebung sind damit gemeint die Pestzüge von 1348/49, 1462 und 1517 – entvölkerte unsere Gegend mehrfach derart, dass das Kulturland jeweils in kurzer Zeit wieder zu Wald wurde. Wurden in Notzeiten Gehöfte und Dörfer aufgegeben, so holte sich der Wald diese Flächen schon innerhalb einer Generation zurück.

Aus einer der ersten uns bekannten Güterbeschreibungen des Hofkastenamtes Landshut von 1582 wissen wir, wie der Wald in jener Zeit hauptsächlich zusammengesetzt war. „Feichten, Feren und etlich Tennen“ finden wir auf den Höfen der fünf Kastenamts „unterthannen“ der Obmannschaft (Stängls-) „Zell“ mit den Schönberger Höfen in Kumpfmühl, „Wainbach“ und „Geretscham“. Daneben noch „Pürcken“ in hoher Zahl, meist nur „Prennholz“ auf schlechtem „Holzwachs“. Dazu kamen noch sogenannte „Ezen“ und Waldhecken mit Wildobstbäumen. Das Ganze erscheint nach heutigem Maß ungepflegt. Viel Gehölz wurde „abgehauen“ von oft wechselnden Hofbesitzern. Es waren wenige Bäume für „Zimmerholz“ vorhanden; in aufgegebene Lücken stießen besonders „Bircken“, Weiden und andere Pionierbaumarten. Die Lage der Waldparzellen ist genau beschrieben; sie waren auf die Höfe verteilt und durch „Marchgruben“ und „Marchgräben“ abgegrenzt. Reste dieser alten Grenzverläufe kann man heute noch vereinzelt in Schönbergs Wäldern finden. Außerdem sind im Wald östlich von Gehertsham noch einige Hochäcker aus mittelalterlicher Zeit zu sehen. Sie zeigen an, dass der Wald hier auf brachliegendem Kulturland entstand.



Die alte Grenzmarkung im Wald zwischen Gehertsham und Reichenrott, ist gleichzeitig Gemeindegrenze zwischen Schönberg und Lohkirchen. Durch das beidseitige Aufwerfen von Erdeich wurde ein Damm geformt mit einer Scheitelhöhe von bis zu 1,4 m.
Foto: Johann Hötzing, Reichenrott



Der ausgehobene Markgraben zwischen dem Wald des „Müllers“ von Reichenrott und dem „Hintermaier“ von Brodfurth. Der Graben weist heute noch eine Tiefe von bis zu 50 cm aus.
Foto: Johann Hötzing, Reichenrott



Im Wald östlich von Gehertsham befinden sich noch Reste der mittelalterlichen Hochäcker, auch Wölbäcker genannt. Sie sind entstanden durch das oftmalige Zusammepflügen der Ackerkrume zur Mitte hin. Die Breite der Beete beträgt zwischen 12 und 15 m, mit einer Höhe von ca. 50 cm.
Foto: Johann Hötzing, Reichenrott

markt -St. Veit mit seinen schweren Rössern. Wir Kinder schauten ihm gerne zu, wie er mit seinen Rössern die Stämme mit Geschick auf den Wagen lud. Wegen der allgemeinen schlechten wirtschaftlichen Lage mußte unser Vater oft lange auf die Bezahlung des gelieferten Holzes warten, zudem gabs viele Streitereien zwischen den Holzhändlern, Sägewerkern und den Bauern auf der anderen Seite wenn es ans Zahlen ging.“

„Nach dem Abtransport der Stämme wurde in der Regel der „Wied“ verkauft (versteigert); für jeden Haufen setzte mein Vater einen Preis fest. Wer ihn haben wollte, konnte ihn erwerben. Wenn er von Randbäumen war, gab es manchmal mehrere Nachfrager, und der meistbietende erhielt den Zuschlag. Zuletzt ging es an die Wurzelstöcke, ein begehrter kostenloser Brennstoff, der aber zwei große Nachteile hatte: man mußte die Stöcke alle selbst rausmachen und der Waldbesitzer behielt sich die Hälfte der Wurzelstöcke zurück.“

Diese Arbeit verrichteten oft auch im Winter zeitweise arbeitslos gewordene Bauhandwerker, wie Zimmerer oder Maurer.

Zur Brennholzversorgung von Familien ohne Waldbesitz Ende der 1920er Jahre

Bericht von Katharina Falterer (geb. in Hinzing), verh. Heindl in Brodfurth:

„Darum haben wir Wurzelstöcke rausgemacht, um den dritten Stock, das heißt, zwei Stöcke erhielt der Waldbesitzer und nur einen wir! Als mein Vater sagte: Wenn wir das nicht machen, müssen wir nächsten Winter alle erfrieren, habe ich bitterlich geweint.“

Vielfach wurden Anfang der 1950er Jahre die begehrten Wurzelstöcke aus dem Boden gesprengt. In die nach einem Kahlschlag verbliebenen Wurzelstöcke bohrte man mit Handbohrmaschinen Löcher und füllte diese meist mit Schwarzpulver. An der Öffnung drehte der Sprengberechtigte die „Stockbix“ mit der Zündkapsel ein und befestigte die Zündschnur. Anschließend wurden die so präparierten Stöcke auf einmal gesprengt. Wenn die Sprengung erfolgreich war, lag das Wurzelholz, von Erde befreit, am Boden und brauchte meist nur noch eingesammelt zu werden. Dies war eine gefährliche Arbeit, die immer wieder schwere Unfälle verursachte. Im benachbarten Lohkirchen ist in Riedering der „Obermayrbauer“ Georg Obermaier schwer zu Schaden gekommen. Beim seinem Versuch, eine nicht zur Explosion gekommene Ladung zu kontrollieren, entzündete sich diese unbeabsichtigt, und das explodierende Schwarzpulver entstellte sein Gesicht. Der „Deckerhanns“ (Johann



Zwei wichtige Werkzeuge zum Wurzelstöcke entfernen. Links die sogenannte Stockwinde aus dem Jahre 1922, eine Zahnstangenwinde und daneben ein Stockstemmeisen mit einer Länge von 1,3 m.
Foto: Johann Hötzinger, Reichenrott



Wurzelstocksprengen: Links befindet sich ein Holzbohrer und rechts davon die sogenannte „Stockbix“
Foto: Johann Hötzinger, Reichenrott

Huber) aus Brodfurth war einer der letzten, der diese Arbeit noch ausgeführt hat.

Nach dem zweiten Weltkrieg besserte sich die Lage für Wald und Waldbesitzer langsam wieder. Die Nachfrage stieg mit dem Wiederaufbau der zerstörten Städte und dem Anfang der 1950er Jahre auch auf dem Land einsetzenden Bauboom. Zudem erleichterten neue mechanische Hilfsmittel die Waldbewirtschaftung. Große Bäume wurden nun mit den ersten Zweimannmotorsägen umgeschnitten und die Stämme von Traktoren aus dem Wald transportiert.

Eine der ersten Motorsägen in der Gegend besaß der „Decker“ (Johann Huber) aus Brodfurt. Er schnitt



Transport der entrindeten Stämme in das Sägewerk Schnablinger in Eschlbach im Jahre 1950. Foto: Familie Senftl, Stangelszell



Auf dem Foto (um 1950) ist ein mobiles Sägewerk im Betrieb abgebildet. Wahrscheinlich handelt es sich um das Sägegatter der Fa. Matzinger in Neumarkt St. Veit.

Foto: Michael Moosner, Frosching

damit die Bäume für viele hiesige Waldbauern. In Aspertscham war der „Hinzinger Xare“ (Xaver Holzner aus Wollerding) beim Holzeinschlag mit seiner 7-PS-starken und einer 70 cm-langen Schneidgarnitur ausgerüsteten Motorsäge ein gefragter Mann. Durch die große Nachfrage nach Schnittholz in den Wirtschaftswunderjahren konnten die örtlichen Sägewerke mit dem Einschnitt nicht mithalten. Deren Sägewerkstechnik war noch nicht darauf vorbereitet. Es wurden mobile Sägewerke eingesetzt, die das Bauholz vor Ort einschnitten. Die Gebrüder Matzinger in der Bahnhofsstraße in Neumarkt-St. Veit arbeiteten damit auch in Schönberger Raum.

Stammholzpreise im Landkreis Mühldorf anhand von Rundholzabrechnungen:

1950	50,00 DM	1952	120,00 DM
1954	70,00 DM	1974	230,00 DM
1990	180,00 DM	1991	120,00 DM
2007	78,50 €	2012	100,00 €
2016	90,00 €	2017	100,00 €.

Der Wald nach dem Zweiten Weltkrieg

Das Erscheinungsbild des Waldes wurde ab den 1950er Jahren in erster Linie von den Förderprogrammen der Staatlichen Forstberatung beeinflusst. Die Bauern suchten eine windstabile, schnell wachsende Baumart als Ersatz für die schwer verkäufliche Buche. In der Folge propagierten und förderten die staatlichen Forstämter – und damit auch das Forstamt in Mühldorf – die Pflanzung von Pappeln in unseren heimatischen Wäldern und Feldfluren. Die Pyramidenpappel, die bislang in Schönberg und Aspertscham meist nur im Dorfbereich stand, stieg nun auf zum Modebaum, mit dem Windschutzpflanzungen angelegt und Waldränder bestockt wurden. Etwa 50 Jahre später traten die Nachteile dieser Bepflanzung zutage: Bei der Holzverwertung zeigte sich, dass diese überaus schnellwachsende Baumart überwiegend Brennholz liefert und das Schnittholz nur in der Sargherstellung Verwendung finden kann. Noch vor wenigen Jahren stellte die Pappel die am dritthäufigsten vermarktete Baumart innerhalb der Waldbauernvereinigungen Mühldorf dar.

Vor allem aber richteten sich Nachfrage und staatliche Beratung während der Wirtschaftswunderjahre sehr stark auf die Baumarten Fichte und Kiefer aus. Für ihre Bearbeitung entstanden neue technische Methoden, wodurch der Bedarf an Buchen- und Eichenholz einbrach. Die hartholzverarbeitenden Handwerksberufe Binder und Wagner starben aus. Möbel wurden immer öfter aus furnierten Pressspanplatten gefertigt. Die hiesigen Sägewerke in Höhrfurth, Reichenrott, Winkelmühl, Eschlbach und Steng stellten sich ausschließlich auf Nadelholzstämmen ein und hatten somit keinen Bedarf an heimischen Laubhölzern. Waldbesitzer, die nach Holzeinschlägen noch Laubbaumarten pflanzen wollten, erweckten schnell den Anschein des Rückständigen und „Ewig Gestrigen“. Fast alle Einschlagflächen – ob geeignet oder nicht – wurden mit Nadelhölzern begründet. Dieses radikale Vorgehen sollte sich in späteren Jahren rächen.

In den 1960er Jahren mussten die noch verbliebenen hiesigen Lärchenbestände wegen mangelnder Nachfrage weichen. Grund dafür war der hohe Bearbeitungsaufwand, den das harzreiche Lärchenholz verursachte, weswegen die Holzart nicht in die industriell genormte Produktion passte. Auf den Markt geworfen wurden zudem viele neuartige Holzschutzmittel, wodurch auch der konstruktive Holzschutz nicht mehr gefragt war. In der Folge geriet das durch seinen hohen Harzgehalt von Natur aus hervorragend gegen Witterungseinflüsse geschützte Lärchenholz als Baumaterial in Vergessenheit. Erst als die Schäd-